Gesandt

„Wie du mich in die Welt gesandt hast,
so habe auch ich sie in die Welt gesandt.“
Joh 17,18

Elf Männer und einige Frauen in einer römischen Kolonie – 2300km von Rom entfernt (Luftlinie), dem damaligen politischen und kulturellen Zentrum Europas. Und dann dieser Auftrag! Wie soll das funktionieren?

Im 21. Jahrhundert mit vielen Überseekabeln und Satellitenkommunikation kann aus einer kleinen Plattform etwas Weltumspannendes werden. Mark Zuckerberg startete am 4. Februar 2004 seine Plattform „TheFacebook“ ursprünglich nur für Harward-Studenten. Im September 2006 gab Facebook bekannt, dass jeder, der mindestens 13 Jahre alt war und eine gültige E-Mail-Adresse hatte, beitreten kann. Laut einem Bericht der Analytics-Website Compete.com war es bis 2009 der weltweit am häufigsten genutzte Social-Networking-Dienst.

Mission heute

Aber vor 2000 Jahren, als das schnellste Fortbewegungsmittel das Pferd oder das Segelschiff war, wie sah es da aus? Und doch haben wir heute auf der Welt 1,34 Mrd. Katholiken. Die Kirche ist der erste global player. Und das lag daran, dass die ersten Apostel den Missionsauftrag Jesu sehr ernst genommen haben. Der Apostel Thomas kam sogar bis nach Indien. Welchen Stellenwert hat der Missionsauftrag Jesu für uns Christen heute?

Ich möchte einmal einen Vergleich aus der Chemie heranziehen: Unter den chemischen Elementen und Verbindungen gibt es reaktionsfreudige und träge Elemente. Die Edelgase wurden erst in den Jahren 1868 (Helium) bis 1900 (Radon) entdeckt. Die meisten Edelgase wurden erstmals vom britischen Chemiker William Ramsey isoliert. Grund war einerseits die geringe Konzentration in der Atmosphäre und andererseits, weil sie chemisch kaum mit anderen Elementen reagieren. Und das liegt wiederum daran, dass die äußere Elektronenhülle der Atome voll besetzt ist.

Nehmen wir das als Vergleich: Es gab und gibt geschichtliche Epochen und bestimmte Gebiete, in denen die Christen in intensivem Austausch mit ihren Mitmenschen standen, und es gibt Epochen und Gebiete, in denen sich Christen abgekapselt haben und nicht den seelisch-geistigen Stoffwechsel mit ihrer Umgebung gesucht haben. Ich nenne solche Christen "Edelgaschristen". Für die reaktionsfreudige Auseinandersetzung mit den Mitmenschen kennen wir den Ausdruck "Mission" oder auch "(Neu-)evangelisierung". Jesus möchte keine Edelgaschristen. Er erteilt einen eindeutigen Missionsauftrag.

Vor kurzem, am 22.Mai 2022, wurde in Lyon Pauline Jaricot selig gesprochen. Was zeichnet diese Frau aus? 1819 bat ihr Bruder Philéas Jaricot, ein Ordenspriester, sie, Spenden vor allem für die China-Mission zu sammeln. Daraufhin sprach sie zunächst ihre Bekannten mit der Bitte an, wöchentlich 1 Sou zu spenden und ihrerseits weitere Ein-Sou-Spender zu werben.[1] Aus dieser Initiative entstand einen Missionsverein, dessen Mitglieder sich verpflichteten, täglich ein Gebet zu verrichten und wöchentlich den Sou zu geben.

Die Welt als Kloster

Der Verein wuchs rasch und wurde am 3. Mai 1822 offiziell als international ausgerichtetes Werk der Glaubensverbreitung (franz.: *Société pour la Propagation de la foi*) errichtet. In Frankreich war er als „Lyoner Missionsverein“ tätig. Sie gewann einige ihrer Freundinnen, mit denen sie auf Vereinsbasis zusammenlebte. Doch verzichtete Jaricot bewusst darauf, eine Ordensgemeinschaft zu gründen, nicht zuletzt, um für andere Aufgaben frei zu sein. „Die Welt ist mein Kloster“, war ein Leitsatz ihrer Spiritualität. Auch die Erfindung des „lebendigen Rosenkranzes“ geht auf sie zurück. Das heißt: 15 Personen schließen sich zusammen und verpflichten sich, täglich ein bestimmtes Gesätz des Rosenkranzes zu beten in einem bestimmten Anliegen. Mit dieser niedrigschwelligen Form der Gemeinschaft vernetzte sie die Gläubigen und hielt den Missionsauftrag im Bewusstsein der Gläubigen lebendig. 1922 wurde ihr Missionsverein zum „Päpstlichen Werk der Glaubensverbreitung“ mit Sitz in Rom umgewandelt.

Misiones

Ein anderes Beispiel: Nach 2-jähriger Corona-Pause startete im April dieses Jahres wieder eine „Misiones“-Woche. 2 Schwestern, 1 Pater und 10 junge Erwachsene, die sich dafür Urlaub genommen hatten, boten in der Pfarrei St. Jakobus, Saterland, eine Pfarrei, die im friesischen Nordwesten Niedersachsens, Kreis Cloppenburg viele Veranstaltungen an, besuchten Alleinstehende zu Hause, ließen sich deren Lebensgeschichte erzählen, organisierten und gestalteten musikalisch ansprechende Wortgottesdienste und vieles mehr.

Solche „Misiones“-Wochen bietet die Schönstatt-Bewegung seit 2009 auch im deutschsprachigen Raum an. Die Idee der Misiones geht auf Pater Hernán Alessandri in Chile zurück; in der Schönstattjugend von Argentinien und Paraguay wurde das Modell entwickelt, das heute in fast allen Ländern Lateinamerikas, in Spanien, Portugal, Italien, Deutschland und der Schweiz Jahr für Jahr einige Tausend Jugendliche ein missionarisches Christsein erfahren lässt, das in den Gemeinden, aber auch in ihnen selbst tiefe Spuren zieht.

Solche missionarischen Initiativen durchziehen die Kirchengeschichte. In der „Legion Mariens“, einer internationalen katholischen Laienbewegung, die am 7. September 1921 von mehreren Katholiken unter Leitung von Frank Duff in Dublin (Irland) gegründet wurde, gibt es einen ähnlichen Brauch: Das Ferienapostolat der

Legion Mariens im Ausland. Gruppen von tätigen Legionären, meist unter der geistlichen Führung eines Priesters, gehen eine oder zwei Wochen auf eigene Kosten ins nähere oder fernere Ausland, um dort täglich missionarische Arbeit zu leisten: Sei es durch Glaubensgespräche von Tür zu Tür oder durch Ansprechen der Menschen in Anlagen, auf Straßen oder Plätzen.

Diese Einsätze für Gott vermitteln oft unvergleichliche und unvergessliche Erfahrungen und Erlebnisse. Die Legionäre Mariens nennen dieses Format die „Peregrinatio Pro Christo“ (auf dem Weg für Christus) Unter diesem Titel fanden die Fahrten der irischen Mönche im 6. und 7. Jahrhundert statt, um in ganz Europa den christlichen Glauben, der durch den Untergang des römischen Reiches in Verfall geraten war, wieder aufzubauen.

In Deutschland ist Bonifatius der bekannteste Vertreter dieser Missionsform. Auch der hl. Willibald, der später Bischof in Eichstätt wurde, ist dieser Missionsdynamik zuzurechnen. Der hl. Liudger (+809), der erste Bischof von Münster, dessen Reliquien seit Jahrhunderten in Werden im Bistum Essen verehrt werden, war ebenfalls ein emsiger Missionar, von einer heiligen Unruhe getrieben. Noch weiter kam der hl. Franz Xaver (1506 – 1552), einer der Mitgründer des Jesuitenordens. Er starb vor der Küste Chinas.

Im 19. Jahrhundert gab es ebenfalls eine interessante Initiative, ausgelöst von dem Münsteraner Diözesanpriester Arnold Janssen. In anderen Ländern gab es eigene Zentren zur Ausbildung von Missionaren, nur in Deutschland nicht. Janssen hoffte, dass irgendein Priester mit Interesse an der Mission die Herausforderung aufgreifen und ein Haus zur Vorbereitung von Missionaren für einen Einsatz in Übersee gründen würde. Er selbst wollte das Projekt durch öffentliche Werbung und Spendensammlung mit Hilfe seiner Zeitschrift fördern.

Herausforderungen

Als niemand auf seine Idee einging, ein „deutsches Missionshaus“ zu gründen, sah er sich immer mehr, nicht zuletzt angeregt vom Apostolischen Vikar von Hongkong, Timoleone Raimundi, selbst von Gott für diese schwierige Aufgabe berufen. Viele meinten, er sei nicht der richtige Mann dafür, oder die Zeit sei dazu noch nicht reif. „Der Herr fordert unseren Glauben heraus, etwas Neues zu verwirklichen, gerade weil so vieles innerhalb der Kirche zusammenbricht“, lautete die Antwort Janssens.

Mit dem Segen einiger Bischöfe begann Janssen Geld zu sammeln, während er gleichzeitig nach einem geeigneten Ort suchte. Auf dem Höhepunkt des Kulturkampfes in Deutschland, wo eine Ordensneugründung undenkbar war, konnte er im niederländischen Dörfchen Steyl in der Nähe von Venlo im Bistum Roermond, gleich hinter der deutschen Grenze, ein altes Gasthaus kaufen. Das Haus wurde am 8. September 1875 eingeweiht, ein Datum, mit dem man später die Gründung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes verband. Die Lebensbedingungen in dem alten Gebäude waren mehr als bescheiden; dennoch begann man mit der Ausbildung der

ersten zwei Missionare, die schon am 2. März 1879 in Richtung Kaiserreich China aufbrachen. Einer von ihnen war Josef Freinademetz, geboren in Südtirol, der später gemeinsam mit Arnold Janssen heiliggesprochen wurde. Dies zeigt, dass das deutsche Missionshaus schon von Anfang an auf eine internationale Gemeinschaft ausgerichtet war, was zu einem grundlegenden Charakterzug der von Janssen gegründeten Gemeinschaften wurde. Heute gelten die Steyler Patres als der siebtgrößte Männerorden auf der Welt.

Aber nicht nur Ordensleute sehen in der Mission ihren Lebensinhalt. Auch Laien ziehen praktische Konsequenzen aus ihrem gemeinsamen Priestertum, das ihnen aufgrund von Taufe und Firmung übereignet wurde. Die 1939 geborene Vorarlbergerin Maria-Luise Prean-Bruni zog 1972 mit einer Musikgruppe in die USA. Auf der Tournee wurde ihr ein Bekehrungserlebnis geschenkt, woraufhin sie sich hauptberuflich in Vorträgen der Glaubensvermittlung und -Vertiefung widmete. Bei einem Heimaturlaub geriet sie in Streit mit ihren Eltern, der in der Aussage ihres Vaters gipfelte: „Wir brauchen deine Botschaft nicht. Wir haben hier genug Religion.“ Leider war sie nicht schlagfertig genug, aber ausgehend von diesem Wort ihrer Eltern gelangte sie während einer Meditationszeit zu der Erkenntnis: „Die haben genug Religion, um gegen den Glauben immun zu sein.“[1]

Wie lässt sich diese scharfsinnige Analyse, die ja kein Wortspiel ist, erklären? Es gibt in volkskirchlich geprägten Gebieten tatsächlich ein reiches Brauchtum, das seine Wurzeln im christlichen Glauben hat. Ich feierte zum Beispiel vor Jahren einmal einen Erntedankgottesdienst in einer Tiroler Pfarrei und war überrascht über die verschiedensten Gruppen in ihren Trachten und über die tolle Erntekrone. Natürlich spielte diesmal nicht die Orgel, sondern die örtliche Blaskapelle. Es gibt die ausgiebigen Kirchweihfeste, Prozessionen und natürlich die Hochfeste wie Weihnachten und Ostern mit der Fleischweihe am Ostersamstag.

Folklore-Christen

Das heißt, man kann das alles durchaus mit Freude und Begeisterung mitmachen, man schwimmt also mit, aber stellt sich nicht wirklich ernsthaft die Frage: Gehe ich auf und unter im WIR, oder habe ich ICH-sagen gelernt, und danach dann auch ICH glaube, und nicht, man glaubt, weil das hier so üblich ist. Mir ist zu diesen Beobachtungen einmal der wenig schmeichelhafte Begriff „Folklore-Christen“ gekommen. Das meinte Maria Luise Prean Bruni mit ihrer bissigen Bemerkung: „Die haben genug Religion, um gegen den Glauben immun zu sein.“ Inzwischen hat die mit ihren über 80 Jahren immer noch sehr vitale Prean Bruni in Uganda ein umfangreiches Projekt an Gesundheitseinrichtungen und Bildungseinrichtungen aufgebaut. – Auch das ist typisch für erfolgreiche christliche Missionsarbeit. Da geht

[1] Maria Luise Prean Bruni, Gott spielt in meinem Leben keine Rolle – er ist der Regisseur. SCM-Vlg. Holzgerlingen ²2019, S.85.

es selten um reine Glaubensvermittlung, sondern weil der ganze Mensch gesehen wird, spielen Gesundheit und Bildung eine wesentliche Rolle.

Denn das ist ja klar: Nicht in allen Ländern dieser Welt hat der Staat Gesundheit und Bildung seiner Bürger als eine seiner vordringlichen Aufgaben im Blick. Oft ist das Netz der staatlichen Angebote sehr weitmaschig und löchrig.

Ich war selber überrascht, als ich in den Veröffentlichungen des Vatikan auf folgende Zahlen stieß: 2013 gab es insgesamt 73.263 katholische Kindergärten, die von fast sieben Millionen Kindern besucht wurden. Fast 100.000 Grundschulen für über 32 Millionen Schüler sowie 45.000 Gymnasien für über 19 Millionen Schülern standen 2013 zur Verfügung. Insgesamt 2,7 Millionen Studenten waren an den katholischen Universitäten immatrikuliert.

Wie viele Einzelschicksale, wie viele persönliche Glaubensentscheidungen von denen, die diese Einrichtungen tragen, stehen hinter diesen Zahlen! Machen wir hier einmal einen Schnitt und nähern uns dem Thema von einer anderen Seite.

Während meiner Schulzeit habe ich meinen Mitschülerinnen und Mitschülern oft Nachhilfe in Mathe, Chemie und Physik gegeben. Ich hatte eine schnelle Auffassungsgabe und einfach Spaß am Lernen. Und ich fand die Vorgänge in der Natur so interessant, dass ich sie verstehen wollte. Aber öfters hörte ich meine Mitschüler stöhnen: „Wann brauche ich das je im Leben noch mal? Ich will doch nicht Chemie studieren.“ Die mangelnde Relevanz für ihr zukünftiges Leben hatte sie demotiviert, sich auf die Mühen des Verstehens einzulassen.

Der Lebenswert

Etwas Vergleichbares gibt es auch beim christlichen Glauben. Nicht jeder, der viele Glaubenssätze für wahr hält, hat schon die Bedeutung dieser Glaubenswahrheiten im Blick. Dass der Glaube mit seinen Wahrheiten jede Menge Bewältigungsstrategien für das Leben in seinen Tief- und Höhepunkten zur Verfügung stellt, das ist nicht jedem Getauften bewusst. Ich kann mich noch gut an ein Gespräch mit einem Schönstatt-Pater kurz nach meiner Priesterweihe erinnern, der zu uns in die DDR kam. Bis dahin waren meine Sonntagspredigten mehr oder weniger populärwissenschaftliche Vorlesungen in Kurzfassung über Theologie. Auch wenn ich das engagiert und begeistert vortrug, so waren es doch nur „Grundlagenforschungsergebnisse“. – So würde man das bei anderen Wissensgebieten nennen.

Dieser Pater machte mich darauf aufmerksam, dass ich den Lebenswert der jeweiligen Glaubenswahrheit zum Leuchten bringen müsse. Dann würden sich die Gläubigen etwas mitnehmen und vor allem anwenden können. Nach diesem

Gespräch war mir auf einmal klar, wieso der Pater Kentenich ein so erfolgreicher Redner und Priesterseelsorger gewesen war.

Natürlich war mir und ihm auch klar, dass die Glaubenswahrheiten einen Wert in sich hatten. Wenn man sie radikal nur auf ihren Lebenswert hin durchleuchtet, dann kann man den Glauben auch instrumentalisieren und relativieren. Das kannte ich noch aus dem Deutschunterricht und der Behandlung von Lessings Ringparabel aus ‚Nathan der Weise'.

Wenn Humanität den höchste Wert darstellt und Religionen nur insoweit ihre Existenzberechtigung haben, als sie die Humanität fördern, dann ist Religiosität instrumentalisiert worden. Kaiser Josef II. hat damals in Österreich alle rein kontemplativen Orden verboten. Sie seien nutzlos. Nur die Krankenpflegeorden und die Schulorden durften weiter tätig sein. Aber zwischen diesen beiden Straßengräben der Instrumentalisierung und der sterilen Weitergabe von Grundlagenforschungsergebnissen gibt es die breite Straße der lebensnahen und praxisorientierten Glaubensweitergabe, durch die dem einzelnen Gläubigen der Mehrwert des Glaubens bewusst wird. Anwenden muss es dann der einzelne Gläubige selber, aber man kann ihn neugierig machen, etwas ihm bisher Unbekanntes auszuprobieren.

Ich möchte einen banalen Vergleich heranziehen: In den 1950er Jahren war Earl S. Tupper der Erfinder der Tupperware®. Die Schüsseln hatten einen luft- und wasserdicht schließenden Deckel. Durch leichtes Anheben der Deckellasche konnte beim Schließen überflüssige Luft aus dem Behälter entweichen. Sein Vorteil: Das Entweichen der überschüssigen Luft führt dazu, dass verderbliche Lebensmittel länger frisch bleiben. Als in den 1950er Jahren ein Kühlschrank noch ein Luxusartikel war, war die Tupperdose eine große Hilfe.

Aber was nützt die praktischste Erfindung, wenn die wenigsten das zu schätzen wissen? Da kam dem Ingenieur Tupper Brownie Wise zu Hilfe. Sie war eine erfahrene Verkäuferin und kam auf die Idee, Hausfrauen zu ermutigen, ihre Verwandten und Bekannten zu sich nach Hause einzuladen, um die neuen, innovativen Produkte von Earl S. Tupper vorzustellen und ihre Vorteile zu erklärten. Heute nennen wir das Social Selling. Damals war es die entscheidende Geschäftsidee und die Geburtsstunde der Tupperparty®. 1962 wurden die ersten Tupperparties in Deutschland veranstaltet. Mit der Zeit wurde der Erfinder und Firmengründer neidisch auf seine erfolgreichste Marketingstrategin und entließ sie 1958 ohne Begründung. Später ließ er sie sogar aus der offiziellen Firmengeschichte streichen. Brownie Wise starb 1992.

Diese Kombination aus guten Produkten und persönlichen Beziehungen zwischen Verkäuferinnen und Kundinnen waren das Erfolgsrezept, das den Umsatz in die Höhe trieb. Wenn wir die kommerzielle Ebene wieder verlassen und zur

Glaubensverkündigung, zur Mission zurückkehren, dann beobachten wir eine ähnliche Dynamik der Wirkfaktoren:

Würde des Menschen

Der Mehrwert des Glaubens und die Glaubwürdigkeit der Zeugen. Für die Sklaven im römischen Reich war die Botschaft, dass sie als Gottes Ebenbilder eine Würde hatten, die ihnen kein Sklavenhalter nehmen konnte, eine echte frohe Botschaft.

Wenn Christen sich engagierten, um Kranke zu pflegen und Unwissende zu lehren, dann war das ein Gewinn an Lebensqualität. Der atheistische Schriftsteller Daniil Granin hatte gegen Ende der Sowjetzeit im damaligen Leningrad ein Netzwerk aufgebaut, in dem Menschen anderen ehrenamtlich halfen. Durch Kontakte mit ähnlichen Einrichtungen in Europa stieß er immer wieder auf die christlichen Wurzeln solcher Einrichtungen. Er schrieb: „Ich bin sicher, dass der Mensch mit der Fähigkeit auf fremdes Leid zu reagieren, geboren wird, glaube also, dass uns dieses Gefühl zusammen mit den Instinkten und der Seele in die Wiege gelegt ist.

Aber wenn dieses Gefühl nicht angewandt und eingeübt wird, schwächt es sich ab und verflüchtigt sich. Wird denn die Barmherzigkeit in unserem Leben eingeübt? Werden wir zu diesem Gefühl ständig angehalten? Wie oft fordert man uns dazu auf? Kann eine Schule der Barmherzigkeit im Menschen barmherziges Verhalten heranbilden? Kann man lehren, wie sehr unglückliche Menschen unserer Hilfe bedürfen? Lässt sich erlernen, dass unsere Herzen für fremdes Leid empfänglich werden?“[2]

Und nach all diesen Fragen führt er weiter aus: „Für areligiöse Menschen war Dankbarkeit für geleistete Hilfe sehr wesentlich. Der Gläubige weiß, dass der Herr die guten Gedanken und Taten der Menschen kennt, und dies genügt ihm. Der Ungläubige braucht die Anerkennung eines Dritten, der das Werk der Barmherzigkeit zur Kenntnis nimmt und ihm seine Wertschätzung ausspricht. Ich habe mich wiederholte Male davon überzeugen können, wie unverzichtbar diese Würdigung ist.“[3] Und weiter: „An Enttäuschungen fehlte es nicht. Unter diesen Umständen zeigten die gläubigen Menschen die größte Standfestigkeit. Die Religiosität hielt sie aufrecht und verlieh ihnen neue Kraft und Geduld. Das galt für die Gruppe der Orthodoxen, wie für die Katholiken, die Adventisten und Baptisten. Unabhängig von ihrer Konfession erfüllten sie ihre Pflicht gewissenhaft, und ihr Glaube ließ sie, ganz gleich, was geschah, nicht aufgeben.“[4]

---

[2] Daniil Granin, Die verlorene Barmherzigkeit. Eine russische Erfahrung, Herder-TB Freiburg 1993, S. 80.

[3] A.a.O. S.85f.

[4] A.a.O. S.116.

Eine ähnliche Beobachtung gab vor Pfingsten der atheistische Philosoph Peter Sloterdijk in einem Interview zum Besten: Sloterdijk attestiert der Kirche einen „Bedeutungsverlust als Institution“, der mit einer „profanen Erfolgsgeschichte ihrer ethischen Motive“ einhergehe. „Vor allem das Hauptmotiv Nächstenliebe ist in weltliche Institutionen übersetzt worden, in denen sie anonym äußerst erfolgreich sind.“ Er meinte damit die soziale Marktwirtschaft.[5]

Kommen wir von den Blicken von außen auf die Kirche wieder auf das Selbstverständnis der Kirche:

Mission gehört eindeutig zum Testament Jesu. Es kommt darauf an, dass die Christen in einem ständigen geistig-seelischen Stoffwechsel mit den Menschen in ihrer Umgebung sind. Dabei zeigt es sich, dass Evangelisierung unter denen, für die der christliche Glaube etwas völlig Neues ist, einfacher ist, als die Neu-evangelisierung unter denen, die schon mit Zerrformen des Christseins konfrontiert worden sind und aus dem Grund eine Erwartungslosigkeit oder eine massive Skepsis gegenüber der Kirche entwickelt haben.

Gesten der Barmherzigkeit

Gerade im Umgang mit solchen Menschen machen uns die Beobachtungen von Granin und Sloterdijk darauf aufmerksam, dass Gesten der Menschlichkeit, der Barmherzigkeit, oder Nächstenliebe eine Brücke sein können, um ein neues Interesse für den Mehrwert des Glaubens zu entwickeln. Ich erinnere mich gerne, wie eine damals 70-Jährige nach einigen Jahren der Begleitung zu mir sagte: „Dass ich je wieder Vertrauen zu einem Priester entwickeln würde – ich wundere mich über mich selber.“

Dazu muss man wissen, dass sie in jungen Jahren – aber schon erwachsen – von einem Therapeuten sexuell missbraucht worden war, und ein Priesterfreund des Therapeuten dieses Verhalten als Therapieform und nicht als Sünde ihr gegenüber verharmlost hatte. Meine Erfahrung ist, dass sich so mancher Kirchenkritische weichlieben lässt, wenn man sich von den ersten Abwehrreaktionen nicht abschrecken und in die Defensive drängen lässt.

P. Elmar Busse

[5] Quelle: https://www.vaticannews.va/de/kirche/news/2022-06/peter-sloterdijk-philosoph-kirche-christentum-deutschland.html?utm_source=newsletter&utm_medium=email&utm_campaign=NewsletterVN-DE